

Ute Andresen
Gedichte gehören ins Leben

Was sagst du da?
Wie nennt man das?
Wo kommen die Wörter her?
Wachsen sie auf fernen Inseln
und segeln zu uns übers Meer?
Fallen sie vom Himmel herab?
Schneidet man sie von der Rolle ab?

Alle Wörter erzählen Geschichten,
sie wohnen in Liedern
und kleinen Gedichten.

So ganz genau können wir gar nicht wissen, wo unsere Wörter ihren letzten Ursprung haben. Wir übernehmen sie, wir leben mit ihnen, sie dienen uns. Und wenn wir sie achten - sie beachten, achtsam mit ihnen umgehen, auf sie hören, sie nicht nur benutzen, aufbrauchen und vergessen – dann sammelt sich in ihnen ein Reichtum, den uns niemand mehr nehmen kann.

Kinder achten viel genauer als Erwachsene auf die Sprache ringsum. Und ganz gewiss nicht nur auf das, was sie auch dem Wortsinne nach verstehen. Als Anfänger sind sie grad Meister im Umgang mit fremder Sprache, und haben noch keine Scheu vor Wörtern, deren Sinn ihnen ganz und gar rätselhaft ist, den sie allenfalls vage ahnen. Sie lieben Sprache, die an die Rhythmen erinnert, in denen sie vor ihrer Geburt gelebt haben, und Sprache, die klingt.

Es gelingt den Kindern, sich in ihre Muttersprache einzuarbeiten, weil sie sie aufs Geratewohl benutzen, wenn sie sich ihnen anbietet. Dass sie sich anbietet, dafür müssen die Großen sorgen, indem sie die Kinder mit vielfältiger Sprache umgeben, mit ihnen sprechend sie in Sprache einbinden und sie vorlesend mit Sprachgebilden vertraut machen, mit Wörtern, Sprüchen, Versen, Gedichten, Geschichten und Märchen, die den gemeinsamen Horizont erweitern.

„Nochmal!“ ist die Formel der Kinder für höchstes Lob, gekleidet in einen Wunsch. Der lässt sich leicht erfüllen, so ein Gedicht ist ja nicht lang. „Nochmal!“ ist auch ein Geschenk für den Erwachsenen, der in der Wiederholung vielleicht zurückfindet zur eigenen Sprachfreude der Kinderzeit.

Lieblingswörter

Ginas Lieblingswort ist jetzt gerade *eigentlich*. Was meint sie damit? Man kann sie nicht bitten, das zu erklären, sie ist noch nicht einmal zwei Jahre alt. Alt genug aber, so ein schwieriges Wort aufzuschnappen, sich anzueignen und es auf ihre Weise ins Gespräch zu bringen.

Paulines Lieblingswort war eine Weile lang *obwohl*. Da mag sie vier Jahre alt gewesen sein. Was hat sie sich dabei gedacht? Vielleicht nahm sie anfangs nur dieses Lautgebilde *obwohl* gerne in den Mund, spürte es in Kopf und Hals, und genoss, dass ihr Gegenüber sich wunderte, wenn sie es sagte. Aber bald passte *obwohl* so gut in ihre Rede, dass es gar nicht mehr auffiel.

Beide Kinder haben ihre Lieblingswörter im Reden der Erwachsenen gefunden; auf den ersten Blick

möchte man meinen, dass es ein Reden war, dass sie nichts anging. Sind das denn nicht Wörter, die wir im Umgang mit Kinder gar nicht benutzen, weil wir sie ihnen kaum erklären könnten?

Nun: Beide Wörter brauchen wir, wenn wir eine Ausnahme machen und doch festhalten wollen, dass es eine Ausnahme ist. Ein zauberhafter Augenblick im Zusammenleben von Kindern und Erwachsenen! Sie verständigen sich mit Hilfe von verlässlichen Lautgebilden auf Geborgenheit in einer Ordnung, die nicht einklemmt. Man kann diesmal beides haben, Sicherheit und Freiheit! So lernt das Kind, künftig seinen Anspruch, dass doch gelegentlich Ausnahmen gemacht werden sollten, ins Spiel zu bringen, indem es in seine Rede *eigentlich* oder *obwohl* einfließt, wenn es Wünsche außer der Reihe äußern und dabei nicht mit dem Kopf durch die Wand will.

Ivor und Gregory, die mit ihren Eltern aus Amerika nach Deutschland gekommen waren, brachten hier als ihr erstes deutsches Wort das wunderbare *doch* aus dem Kindergarten mit. Ein Wort mit dessen Kraft hatten sie vorher nicht zur Verfügung. Sie verstanden es in seinem Zusammenhang in der noch gänzlich fremden Sprache, griffen es auf und setzten es bald so entschieden ein, dass jeder hören konnte: Hier spricht eine kleine Person, die sich ihrer selbst bewusst wird und das auch äußern kann – knapp und klar! - So instinktiv können wir uns Wörter aneignen, wenn wir ihnen in sinnvollen Zusammenhängen begegnen.

Aber manchmal fehlt auch mitten im Zusammenhang das Wort, das an dieser Stelle gebraucht wird. Das beschreibt eine Spanierin für ein Wort, von dem sie sagt, sie habe es lebenslang gesucht: *Fernweh*. Bis sie angefangen habe, Deutsch zu lernen, habe sie dies Gefühl nicht benennen können, obwohl sie es spürte. Und sie sei dankbar, dass die fremde Sprache ihr es schließlich zur Verfügung gestellt habe. Sie nennt dieses Geschenk ihr liebstes deutsches Wort. In *Fernweh* ist die Sehnsucht ihres Gefühls nach einer Wortgestalt gestillt.

Sprachneugier

Was wir in uns selbst und ringsum wahrnehmen, was unsere Gedanken und Gefühle bewegt, verlangt nach Sprache. Aber umgekehrt wecken auch Wörter die Neugier auf das, was sie in der Wirklichkeit meinen. Das hab ich im Umgang mit Grundschulkindern vielfach erlebt. So einmal, als die *Teufelskralle* zuerst als Wort in einem Wiesengedicht auftauchte und schließlich vierundzwanzig Kinder entzückt die auf einmal sichtbare Pflanze umstanden, an der sie auf früheren Ausflügen achtlos vorbeigelaufen waren.

Ein andermal, als wir in der Tram zum Botanischen Garten unterwegs waren, erfuhr ich, dass alle Kinder entschlossen waren, dort den *Ysop* zu besuchen, den ich ihnen als merkwürdiges Wort mit dem seltenen Ypsilon vorgestellt hatte. Was mochte das bedeuten? Sie malten Märchenvögel und Zauberpflanzen, aber eins von ihnen schlug auch im Lexikon nach und klärte uns auf: Der Ysop ist eine Gewürzpflanze! Wir haben ihn besucht, er war etwas unscheinbar. Aber er auf dem alten, feingeschwungenen Porzellanschild, an dem wir ihn erkannten, stand auch sein botanischer Name in Latein: *Hyssopus officinalis*. Uralt! Das war nun wieder wunderbar.

Wünschelwörter

Wir lernen unsere Sprache, weil uns das neugierig macht, was wir andere sagen hören, und dann auch das, was wir lesen. Wir wollen sie lernen, weil wir die Bedeutung der Wörter und ihres Zusammenspiels erspüren. Wir eignen sie uns an, um uns mit ihr, der gemeinsamen Sprache, mit uns selbst und mit anderen Menschen verständigen zu können. Wir öffnen uns dem, was sie erzählt, weil schon manch einzelnes Wort so viel verspricht.

Wer möchte nicht die *Vogelbotschaft*, die *Abendstrophe* oder den *Salamanderchor* hören, wenn sie im Inhaltsverzeichnis ihren Auftritt in einem der Gedichte ankündigen? Wer ließe sich nicht gern vom

Regenkarussell mitnehmen? Die *Schlummerflocken*, gibt es die wirklich? Und wer weiß, ob eine *Lotosblume* so süß duftet, wie ihr Name es andeutet? - Die Neugier auf das, was wir im poetischen Wort ahnen, bewegt uns auf die Dinge zu, die sie spiegeln. Dem *Meeresleuchten* will man nahekommen, wenn man es erst nur als Wort kennt. Und sogar ein so geläufiges Wort wie *Winternacht* wird geheimnisvoll, wenn wir ein wenig hineinhorchen.

Man kann also mit diesem Buch von hinten her beginnen, vom Inhaltsverzeichnis aus. Kann sich einzelne Wörter heraussuchen, sie miteinander hin und her wenden, abwägen und schmecken, um sich dann zu entscheiden: Das Gedicht mit diesem Wort in seinem Titel, das schlagen wir jetzt auf! Und das lesen wir, lesen es mehrmals hintereinander, lesen es uns gegenseitig vor, sprechen es wie für uns selbst und horchen auf die Stimme, die uns vielleicht mit dem Gedicht etwas von uns selbst oder vom andern erzählt, was wir vorher nicht wussten.

Man kann natürlich auch ganz für sich allein einem Wort vom Inhaltsverzeichnis aus in sein Gedicht nachgehen. Aber schöner ist es, sich mit anderen Menschen, mit jüngeren oder älteren, über diesem Hausbuch und in einem Gedicht zu treffen, an das man sich dann später auch gemeinsam erinnern, das man zitieren, auf das man sich miteinander berufen kann.

Unbefangenheit

Hatten wir Glück mit unseren Erwachsenen, dann haben sie, sobald wir auf der Welt waren und bevor wir mit ihnen sprechen konnten, uns mit Versen geschüttelt und geschaukelt, gekitzelt und geneckt, und auch getröstet, mit *Kommt die Maus die Treppe rauf...* und *Eene, deene, dittchen, dattchen...* und dem unsterblichen *Das ist der Daumen...* Der ganze Leib hat mitgehört und mit allen Fasern geantwortet. Wer hindert uns, nun als Erwachsene Sprache, auch fremdartige Sprachgebilde erneut so aufzunehmen? Mit Kindern können wir üben, wieder unbefangen zu werden.

Manchmal berührt uns ein Gedicht wie im Sprung, ganz plötzlich. Häufiger aber sind Gedichte spröde, zu sperrig für die rasche Aufnahme, wie abgeriegelt gegen unser Empfinden. Dann denken wir, Gedichte seien nichts für uns. Wir können uns auf ihre fremdartige Erscheinung nicht einlassen, neben den Alltagsgeschäften, die rationales Urteilen und Reagieren verlangen. Kann es denn sein, dass so ein kleines Sprachgebilde uns überfordert? Wie peinlich!

Man mag auch nicht darüber reden, nicht mit anderen Worten als das Gedicht selbst! Wir sind angerührt, bezaubert, ergriffen von Gedichten, weil sie etwas für uns sagen, was wir selbst nicht sagen könnten. Wenn wir das anders zu sagen versuchen, stimmt es nicht mehr. So falsch zu reden zwingt die Schule, nicht immer zwar, aber doch für gewöhnlich. Und das beleidigt unser Empfinden und hat vielen von uns den ursprünglichen Zugang zur Poesie verschüttet. Dagegen helfen nur die Gedichte selbst, gehört, gelesen, gesprochen mit gelassener Unbefangenheit.

Statt uns mit dem Anspruch zu quälen, Gedichte richtig zu verstehen und womöglich noch Kinder damit zu plagen, dass wir ihnen ein richtiges Verständnis eines Gedichts einreden, das irgendwann einmal festgeschrieben wurde von irgendeiner fremden Autorität, sollten wir von den Kindern lernen, Gedichten unbefangen zu begegnen.

Sie lieben den Klang und den Rhythmus der Sprache, die Reime dazu, auch wenn da gar nicht viel Inhalt ist und die Grammatik dem Reim zuliebe ein wenig hinkt, weil ein Buchstabe fehlt, wie in diesen Zeilen:

*Der Herr von Doppelmoppel
hat alle Dinge doppel.*

Diesen Herrn will man wohl einmal kennenlernen! Es soll uns aber auch genügen, ihm und seinem *Doppelweib* in den Salons unserer Phantasie zu begegnen.

Man achte solcherlei Späße nicht gering! Besser koste man sie aus, mit einem Kind und wie ein Kind, um dann auch anderes in neugewonnener Unbefangenheit empfinden und schätzen zu können. So etwa die letzte Zeile eines Gedichts eines unserer großen, nun wahrhaft erwachsenen Philosophen:

Wie liebt der Berg die Sonne!

Die Aussage ist nicht rational zu begründen. Zum Glück verlangt das Gedicht das auch nicht. Das tun nur diejenigen, die sich anmaßend zwischen uns und die Gedichte schieben und uns behilflich sein wollen, sie auf ihre Weise zu lesen. Wir können aber besser auf eigene Verantwortung miteinander auskommen!

Wer will denn auch vermitteln zwischen uns und einer Herbstzeitlose, die zwei Pferde unter dem Deckel einer Zuckerdose finden? Da hockte sie mit angezogenen Knien und sah die Pferde mit blasslila Augen an. Bizarr wirkt das, so nacherzählt. Liest man, was die Pferde vorher erlebt haben, nimmt man das ganze Gedicht unbefangen hin wie ein Kind oder mit einem Kind, und gibt dem, was und wie Josef Guggenmos da erzählt, Raum in der eigenen Phantasie, ohne zu vernünfteln, dann versteht man auch das Pferd, das am Ende sagt:

Es ist alles so Winter auf dieser Erde.

Und man wird sich an diese Zeile erinnern, wenn es im eigenen Leben einmal so ist: alles so Winter. Wie schön, wenn dann jemand da ist, der schon weiß, wie das gemeint ist, weil er auch dies Gedicht, die trübsinnigen Pferde und die fröstelige Herbstzeitlose kennt!

Leseweisen

Nun fällt es mir selbst oft schwer, mich unbefangen auf Poesie einzulassen. Mein Alltag verlangt vernünftiges Nachdenken und Argumentieren. Aber ich werde neugierig, wenn mir jemand etwas zeigt, um es mit mir zu teilen, und ich es nicht auch sofort in gleicher Weise genießen kann. Das habe ich viele Jahre lang mit meinen Schulkindern in der Grundschule erlebt. Genau so, wie ich ihnen meine Wichtigkeiten als ihre Lehrerin vorgestellt und aufgegeben habe, haben Sie mir gezeigt, was ihnen wichtig war. Dass mich das dann auch interessierte, besiegelte unseren Pakt, zusammen zu lernen.

Für den Umgang mit Gedichten wurde auch eine Methode daraus: Ich gab ihnen ein Blatt mit einem Gedicht, las es ihnen auch vor, vielleicht mehrmals. Sie lasen es dann still für sich und hoben die Wörter und Wendungen hervor, die ihnen besonders schön, bedeutsam oder sonst wie wichtig waren. Wenn sie mir ihr Blatt dann zu lesen gaben, standen sie neben mir und sahen mir ins Gesicht, um zu beobachten, welches Echo sich da ablesen ließ. Geredet haben wir da wenig, meistens habe ich mich nur bedankt, aber das von Herzen. Mir ist nämlich das Gedicht von jedem Kind wie in einer jeweils etwas anderen Beleuchtung zurückgegeben worden. Und ich las es nun anders als vorher.

Dabei ist mir dann nach und nach bewusst geworden, wie wenig wir von Umfang und Art des Sprachvermögens der Kinder wissen können, wenn wir nur von dem ausgehen, was sie mit uns reden. Unsere Erwartungen setzen ihren Äußerungen meist viel zu enge Grenzen. Gedichte als gemeinsames Drittes, dem Kinder und Erwachsene sich zuwenden, ohne einander zu bevormunden, öffnen den Sprach- und Erfahrungshorizont für beide. Man kann dasselbe Gedicht auf ganz verschiedene Weise lesen und sogar lieben. Vielleicht ist es ganz und gar unmöglich, es auf gleiche Weise zu tun. Und trotzdem leben geteilte Leseweisen und Leselieben auch voneinander.

Einmal haben meine Zweitklässler in einer großen Anthologie, die einen guten Teil unseres kulturellen Erbes aus vielen Jahrhunderten vereint, sich jeder ein Gedicht ausgesucht, um es dann mit schönen, alten Lettern zu setzen und für alle in der Klasse zu drucken. Manche ihrer Funde waren mir noch nie aufgefallen, manche kannte ich lange schon. Aber jedes Gedicht habe ich neu gelesen, wenn ein Kind

es mir hinlegte und sagte: „Das ist meins!“ Die Entscheidung dieses Kindes in diesem Augenblick für dieses Gedicht gab ihm eine Aura, die mir die Augen für das Gedicht öffnete. Und das Kind daneben öffnete mir das Herz.

Fachleute für Literatur mögen über ihre unterschiedlichen Leseweisen von Gedichten diskutieren und streiten, wer die gültigere zu bieten hat. Wenn es uns um die Gedichte selbst geht, kann es kein Rechthaben geben. Wie ich ein Gedicht lese, ist allein meine Sache, so wie es auch deine Sache ist, wie du es liest. Wie interessant!

Auswahl

Unter den vielen Gedichten dieses Buches kann man wählen, was einem wohl gerade passen mag. Das ist nicht immer dasselbe Gedicht. Manche Lieblingsgedichte scheinen sich auch zeitweilig von uns zurückzuziehen. Wir wissen dann plötzlich nicht mehr, warum sie uns einmal entzückt oder tieftraurig gestimmt haben. Dann tritt vielleicht ein anderes Gedicht in den Mittelpunkt unserer Zuwendung, für eine Weile oder auch für immer. Manchmal sind wir auch längere Zeit taub für Gedichte. Auch das sollten wir uns nicht übel nehmen.

Diese Anthologie versammelt sehr verschiedene Gedichte, man kann sie durchblättern mit Neugier auf sich selbst: Na, was spricht wohl heute zu mir? Sie ist über viele Jahre gewachsen, Blatt um Blatt waren am Ende fast vierhundert Gedichte versammelt, die ich gerne in einem Band aufgehoben hätte. Das waren viel zu viele, wenn sie in einer Schrift gedruckt werden sollten, die den LeserInnen entgegen käme, also groß.

Ein Gedicht in der richtigen Schrift allein auf ein Blatt gesetzt genügt sich selbst. Es braucht keine Illustration, die könnte sogar stören, weil sie die Resonanz der Worte in den inneren Bildern der Lesenden behindert. Die Bilder in diesem Buch sollen eine eigene, dienende Aufgabe erfüllen: Sie sollen die Bereitschaft wecken, sich auf die Gedichte mit Muße einzulassen, vielleicht sogar eine meditative Stimmung. Es sind stille Bilder.

Darum hatte ich Dieter Wiesmüller gebeten. Er hat sich dann eines Tages mit meinem ganzen Stapel hingesezt und Gedichte gesucht, die zu ihm sprachen, seine Gedichte. Lange Zeit später erst hat er seine Bilder mit Rötelft auf feinem Ingrepapier gezeichnet und sie mir geschickt. Und ich habe zu jedem Bild die Gedichte gesucht, die ihm folgen sollten, weil ich hoffte, nach diesem Bild und nacheinander seien sie gut zu lesen. Sie sollten in Stimmung oder Thema aufeinander bezogen sein, ohne ermüdende Wiederholungen, sich aneinander erfrischend. Da mussten auch viele Gedichte im großen Stapel zurückbleiben.

Man kann dies ganze Buch nun, so hoffe ich, ohne Überdruß von Anfang bis Ende lesen, wenn man sich nur Zeit lässt dabei und nicht weiterschaut und -blättert, bevor ein Gedicht im Innern verklungen ist und eine Pause Abstand zum nächsten Gedicht geschaffen hat. Man kann das auch im Gehen tun und stehen bleiben, wann immer es sich ergibt. Und man kann als Kind oder Erwachsener die Gedichte auswählen, die man gemeinsam lieben oder ganz für sich allein aufsuchen will.

In die Auswahl in diesem Buch ist all das eingegangen, was ich in mehr zwanzig Jahren von meinen Grundschulkindern gelernt habe, im Unterricht mit der ganzen Klasse und in Gesprächen mit kleinen Gruppen im Bayerischen Rundfunk. Das ist nachzulesen in einem anderen Buch: Versteh mich nicht so schnell – Gedichte lesen mit Kindern.

Die Kinder haben mir gezeigt, worin ihr eigenes Empfinden und Denken Sprache findet. Darum sind Trauer, Angst, Wut, Entsetzen, Tod und Krieg hier nicht vergessen worden. Unsere Scheu, Kinder mit solchen Themen zu beschweren, führt uns in die Irre. Wenn wir es vermeiden, ihnen zu zeigen, dass wir uns auch sorgen und ängstigen wegen all des Unheils, dass sie in der Welt wahrnehmen, sind sie mit ihrer Angst und Sorge allein. Es stärkt und tröstet sie, wenn sie erleben, dass wir es wagen, uns

dem Bedrohlichen zu stellen und es zu benennen. Im Gedicht ist es gegenwärtig und zugleich gebändigt.

Tritt in das Bild

Etwas ist da und spiegelt sich, spiegelt sich sogar mehrfach. Das fasziniert uns von kleinauf. Manchmal sind wir selbst das, was sich spiegelt und sich seiner selbst gewahr wird, in der Begegnung mit flüchtigen Sprachgebilden wie mit handfesten Dingen.

Ich erinnere mich an den dreiteiligen Spiegel auf der Frisierkommode unserer Mutter. Wenn man die Seitenflügel zur Mitte hin klappte, war bald nicht mehr zu zählen, wie oft der eigene Kopf sich ins Glas drängte, der gleiche Kopf mehrfach anders. Wer spielte da womit und wer mit wem? Was von dem, was ich sah, war wirklich?

Gedichte spiegeln etwas von unserer Wirklichkeit, wir erkennen es wieder. Aber wie nah dem Leben ist die Spiegelung? Das wandelt sich. Nähe und Ferne müssen wir uns durch wiederholtes Lesen erspielen. Und durch unbefangenes Nachdenken, allein oder gemeinsam. Nur muss man darauf achten, dass Gedicht selbst nicht zu übertönen und mundtot zu machen. Das Gedicht selbst sollte immer das letzte Wort behalten.

Das rosa Pferd, das Günter Eich vor uns hinstellt, gezäumt und gesattelt, bereit, uns davonzutragen, fragt nicht, ob wir denn auch in Wirklichkeit reiten könnten. Es ist ja selbst nur ein Traum. Damit der sichtbar würde, hat ein Mensch im fernen Japan ihn in einen Holzblock geschnitten. Da musste das Pferd andersherum stehen, den Blick und die Bewegung gegen die Richtung gewendet, in die es sich bewegen wollte. Erst sein Abdruck auf dem Papier gab ihm die Traumrichtung zurück.

Nutzt es jemandem, wenn ich hier soviel Worte mache über ein Gedicht, dass mit sehr viel weniger auskommt? Wenn jemand, der gelesen hat, was ich denke, nun das Gedicht selbst lesen will und darin nicht von meinen Überlegungen behindert wird, dann ist es gut.

Die Gedichte in unserer Muttersprache gehören uns allen. Sie warten auf jeden von uns. Wir dürfen sie jeder auf eigene Weise lesen. Und auch für die Menschen, die mit einer anderen Sprache begonnen haben, sind sie da, so wie alle Poesie der uns fremden Welt uns ansprechen mag, auch ohne dass wir in unsere Sprache übersetzen könnten, was wir verstehen.

Wir sollen Gedichte auf eigene Weise lesen. Sie wollen auf unsere je eigene Weise gelesen werden. Oft ist es dann schön, jemanden neben sich zu haben, der es auch auf eigene Weise liest und uns neugierig macht, einmal anders, vielleicht tiefer in das Gedicht und in uns selbst hinein zu horchen. - Wer bin ich? Wer bist du?

Vor dem Einschlafen,
am Rande der Nacht,
wenn die Gedanken sich
von den allzu handfesten Aufgaben des Tages
zu lösen beginnen,
ist die rechte Zeit, ein Gedicht vorzulesen,
es lauschend zu sprechen, mehrmals, ohne Scheu,
bis Klang und Rhythmus der Sprache sich entfalten
und nichts mehr zu sagen bleibt als:
„Nochmal!“

München im Oktober 2005

Quelle: www.atelier-fuer-unterricht.de → Kinder & Gedichte